

Stefan Wolle

# Der große Plan

Alltag und Herrschaft in der DDR 1949–1961



**Ch.Links**

Sperrholz umgeben. Darauf wurden Losungen des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes geschrieben. »Über die Gewerkschaftseinheit zur Einheit Deutschlands«, stand auf der gegen Osten gerichteten Seite des provisorischen Bauwerks. Auf der linken Seite war zu lesen: »FDGB – Ein Helfer im Kampf um die Verbesserung Deiner Lebensverhältnisse« sowie »Für friedlichen Aufbau zum Wohle der Hauptstadt Berlin«. So hatte man auf einfache Art das Monument des ungeliebten Preußenkönigs zum FDGB-Mal umfunktioniert.

Werner Bräunig schilderte in seinem in den sechziger Jahren geschriebenen, aber erst 2007 vollständig veröffentlichten Roman »Rummelplatz« die widersprüchlichen Gefühle eines Demonstrationsteilnehmers, der als Delegierter der Sowjetischen Aktiengesellschaft Wismut an dem Marsch teilnahm. »Er ging nahe am Straßenrand und sah nun schon die Fahnen vor dem Portal und die Absperrung. Der Wind kam in Böen, fuhr über die Reihen hin, es war schneidend kalt. ... Und Nickel sang nun doch mit, ohne die Lippen zu öffnen, stumm, merkte auch nichts, hatte nur solche Erinnerungen. Wie er heimgekommen war, kahlgeschoren, und fand die Straße noch, fand das Haus nicht mehr, ein Haufen Schutt, ein Mauerrest, fand keinen, der ihm Auskunft gab, kein Freund, keine Mädchen, keine Antwort. Irrte umher, tagelang.«<sup>37</sup> Es waren die Funktionäre des Jugendverbandes, die den Heimkehrer in ihre Reihen aufnahmen und ihm den richtigen Weg wiesen. Dieser Weg führte ihn in den sächsischen Uranbergbau und im Oktober 1949 als Mitglied einer Delegation der FDJ nach Berlin.

»Die Reihen strafften sich. Trommelschläge dröhnten. Wann wir schreiten Seit an Seit. Viele marschierten jetzt im Gleichschritt. Nickel sang mit, er musste singen, was alle sangen. Das Stalinporträt schwankte nach links und gab den Blick zur Tribüne frei; Nickel sah den Präsidenten. Hochrufe kamen herübergeweht. Fanfarenstöße hallten. Tausende drängten nach, aber vorn ging es nicht weiter. Die Menge dröhnte, die Menschen schienen mit aller Kraft bemüht, eine unsichtbare über ihnen liegende Last hochzuheben. Alles Einzelne schwieg. Alle Stimmen hoben sich auf. Nickel stand eingeklemt, die Gesichter verschwammen. Der Lärm brodelte über den Köpfen und schwoll an, ebte ab, hallte wider; Fahnen wurden geschwenkt, Lautsprecher krächzten. Nickel hatte keine Vorstellung mehr vom Ausmaß dieser Demonstration. Er sah weder Anfang noch Ende. Er sah Menschen, wohin er auch sah: auf Mauersimsen und Laternenmasten, an Eisenzäune gepresst, die Absperrungen hatten nicht standgehalten.«<sup>38</sup>

Hans Modrow, der es später im SED-Staat zu hohen Würden brachte und 1989 als eine Art Hoffnungsträger gehandelt wurde, schrieb 1996 im Rückblick auf den Aufmarsch von 1949 mit verhaltener Distanz: »... als mir die Ehre zuteil wurde, das Landesbanner der FDJ beim Fackelzug zu tragen, erfüllte mich schon eine tiefe innere Bewegung. Ich schwenkte die Fahne und hoffte, daß Wilhelm Pieck auch einen Blick auf uns, die Brandenburger FDJler, werfen würde. Mit solchen Gefühlen war erreicht, worum es den Politikern der DDR in diesen Stunden ging.

Unter den Linden marschierten nicht nur die Funktionäre der SED. Alle Parteien waren in der Regierung vertreten, und die FDJ galt als überparteiliche, unabhängige, einheitliche Jugendorganisation.«<sup>39</sup>

Von Lastkraftwagen herab wurden an die Vorbeimarschierenden Fackeln ausgegeben. Es waren einfache, mit öl- und fettgetränktem Werg umwickelte kurze Stöcke aus Fichtenholz. Von Fackel zu Fackel wurde das Feuer weitergereicht. Die Luft war voller Qualm, der die Konturen verschwimmen ließ. So erreichten die Demonstrationsteilnehmer den zentralen Ort der Weihestunde. Aus den dunklen Fensterhöhlen der Ruinen und Halbruinen starrte gespenstische Leere. Im flackernden Licht der Fackeln und der nervös umhergleitenden Scheinwerferkegel hätte das zerstörte Zentrum Berlins einer antiken Ruinenstätte geglichen, wären da nicht überall die Fahnen und die riesigen Porträts der neuen Führer gewesen. Schräg gegenüber der Ehrentribüne stand die von Splittereinschlägen zerhackte Fassade der ausgebrannten Staatsoper.<sup>40</sup> Auf dem Gesims stand eine letzte der Sandsteinstatuen. Der Kopf war durch eine Druckwelle abgerissen worden, die rechte Hand mahnend erhoben. Darunter las man in goldenen Lettern die Inschrift: »Fridericus Rex Apollini et Musis«.<sup>41</sup> Kurz vor der Eröffnung der Oper, am 4. September 1955, wurde diese Huldigung des Preußenkönigs an Apoll und dessen Gespielinnen kurzerhand entfernt und durch die Inschrift »Deutsche Staatsoper« ersetzt. Für den designierten Generalmusikdirektor Erich Kleiber war dies Anlass, seinen Vertrag zu kündigen und der DDR für immer den Rücken zu kehren. Als das Gebäude zwischen 1983 und 1988 neuerlich restauriert wurde, fanden sich die goldenen Buchstaben wohlverwahrt im Dachgeschoss des Hauses wieder. Im Zeichen des neuen Preußenbildes der DDR erschien die Inschrift wieder in alter Pracht am Portikus der Lindenoper.

Für solche Feinheiten hatte man 1949 noch keinen Sinn oder keine Zeit. Die Stadtverwaltung hatte an dem korinthischen Säulenportal einfach ein riesenhaftes Porträt von Josef Stalin befestigt. Links davon, deutlich kleiner, hing Wilhelm Pieck und rechts, in der gleichen Größe, Otto Grotewohl. Darunter baumelte etwas schlaff auf rotem Fahnentuch in weißer Schrift die Losung »Am Schraubstock, auf dem Bau, im Kontor und Schule – allzeit bereit zur Arbeit und zur Verteidigung des Friedens!«. Das Ruinengelände und einige hölzerne Baubaracken waren durch eine mannshohe Ziegelmauer von der Straße getrennt. Möglicherweise war das Mäuerchen bereits während der Bombenangriffe als zusätzlicher Schutz errichtet worden. Nun diente es als willkommene Fläche für eine der Parolen, die überall die Stadt verschönten. »Die Anwendung fortschrittlicher Arbeitsmethoden – ein Beitrag zum Aufbau!«, lautete die Losung auf der Ziegelmauer. Schräg gegenüber hatte man die auf Friedrich Wilhelm III. verweisende lateinische Inschrift an der zum Lustgarten gerichteten Stirnseite des Alten Museums hinter der flammenden Losung verschwinden lassen: »Es lebe der Frieden! Es lebe die Freundschaft mit

allen Völkern der Erde!«<sup>42</sup> Die nun häufig für Aufmärsche genutzte Paradeemeile im Zentrum Berlins sollte ganz im Sinne der neuen Zeit gestaltet sein.

## »Fackeln, Fackeln, nichts als Fackeln«

Schwer nachvollziehbar und eigentlich bis heute unerklärlich ist der Rückgriff auf das Ritual des Fackelzugs. Wohl jeder dachte damals an den historischen Fackelzug am Abend des 30. Januar 1933. An diesem Tag war Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt worden, und die Berliner SA wurde innerhalb weniger Stunden zu einem nächtlichen Aufmarsch mobilisiert. Ein Propagandafilm mit einer täuschend echt nachgestellten Siegesfeier und den hineingeschnittenen Originalaufnahmen von Hitler und Hindenburg hatte das Bild von dem Fackelmeer in alle Kinos des Landes getragen.

Lodernde Flammen wurden zu einem Leitmotiv der ikonografischen Selbstdarstellung des Nationalsozialismus. Es folgte der brennende Reichstag, von dem damals jedermann annahm, die Naziführung hätte ihn selbst angesteckt. Dies hat sich nicht bestätigt, doch auf jeden Fall nutzte sie die Brandstiftung eines geistig verwirrten Einzeltäters sehr geschickt und verbreitete retuschierte Fotos, auf denen der Brand wirkungsvoll in Szene gesetzt war.

Am 10. Mai 1933 loderten die Feuer der Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz. Die Nazis waren Meister archaischer Inszenierungen, die anschließend mit modernsten Mitteln der Massenkommunikation tausendfach reproduziert wurden. Es folgten am 9. und 10. November 1938 die brennenden Synagogen, und schließlich brannte die ganze Welt.

Allerdings war die Feuersymbolik auch für die Nazis zweischneidig. Nichts hat der Hitler-Regierung international so sehr geschadet wie die Bücherverbrennung und die brennenden jüdischen Gotteshäuser während der sogenannten Reichskristallnacht. Auch viele Deutsche, selbst brave Volksgenossen, fühlten sich 1938 von dem brutalen Klamauk abgestoßen. Zudem versuchten die Gegner des Nationalsozialismus von Anfang an, die Flammensymbolik gegen deren Urheber zu kehren. In Karikaturen und Fotomontagen wurden Hitler und seine Spießgesellen oft genug als Brandstifter, Feuerteufel und Zünder dargestellt.

In der nationalsozialistischen Sprache tauchte immer wieder die »wabernde Lohe« auf. Das meinte die Feuer der Fackelzüge, Johannisfeuer, Scheiterhaufen, Lagerfeuer und die lodernden Opferflammen der damals beliebten Pylonen. Vielleicht stand bei dieser altertümelnden Ausdrucksweise Richard Wagner Pate. In der Schlussarie der »Walküre« singt Wotan: »Herauf wabernde Lohe! Umlodre mir feurig den Fels!« Die dem Alltag enthobene Wortwahl der Propagandasprache unterstrich die Erhabenheit und das ehrwürdige Alter des mythischen Feuerkultes.

Uraltes germanisches Brauchtum sollte in nächtlichen Zeremonien zu neuem Leben erweckt werden. Das lodernde Feuer brannte auf der Haut, spiegelte sich in den erwartungsvoll aufgerissenen Augen der Teilnehmer und drang wie Gift in die jugendlichen Seelen ein. Opfermut, Treue, Heldentum und Gefolgschaft bis in den Tod ließen sich hier wirkungsvoller beschwören als im nüchternen Licht elektrischer Glühbirnen.

Die Nazis haben diese düster-heroischen Rituale keineswegs erfunden, sondern wie so viele Symbole lediglich übernommen. Schon am 18. Oktober 1817 zogen teutonisch gesinnte Studiosi mit Fackeln zum Wartenberg bei Eisenach, um dort die erste Bücherverbrennung der Neuzeit zu veranstalten. Seitdem waren Fackelzüge ein gängiges Mittel von Masseninszenierungen, wie überhaupt das offene Feuer zu den Ingredienzien für Fahnenweihen, Gelöbnisse, Treueide und Aufmärsche gehörte. Das knisternde nächtliche Feuer rührt offenbar die tiefsten Schichten der menschlichen Seele auf. Das Licht und Wärme spendende Feuer ist Mittelpunkt einer urtümlichen Gemeinschaft, Altar für Opfer und Weissagung, aber auch Abschreckung für die im Dunkeln lauenden Feinde.

Der 1936 erstmals in dieser Form durchgeführte olympische Fackellauf beruhte auf einer Idee von Joseph Goebbels und wurde in Leni Riefenstahls Olympiafilme in suggestive Bilder umgesetzt. Die Entzündung der heiligen Flamme im Hain von Olympia, die Beschwörung der heidnischen Götter, der Fackellauf quer durch Europa und schließlich das nächtliche Ritual im Berliner Olympiastadion passten in die Ästhetik der Zeit nur allzu gut. Ergänzt wurde die archaische Feuersymbolik durch die ultramoderne Lichtarchitektur, die von Albert Speer konzipiert und inszeniert worden war. Er setzte beim Nürnberger Parteitag 150 Riesenscheinwerfer ein, deren Strahlen sich konzentriert in den Himmel hoben und einen gigantischen Lichtdom bildeten. Trotz notorischen Energiemangels und ständiger Stromausfälle wurde auch 1949 auf über den Nachthimmel irrende Scheinwerferkegel nicht verzichtet. Die Lichtdome und Scheinwerferkreuze gehörten in den folgenden vierzig Jahren zum Repertoire der sozialistischen Festkultur.

Hat am 11. Oktober 1949 in Deutschland niemand das Bedenkliche eines nächtlichen Fackelumzuges Unter den Linden gespürt, sich daran gestört, dagegen Stellung bezogen, sich dem düsteren Ritual gar verweigert? Waren es in den Augen der Zeitgenossen die üblichen Formen kollektiver Gefolgschaft, die gedankenlos aufgegriffen wurden, oder knüpfte die neue Staatsmacht im Osten Deutschlands bewusst an das bewährte Brauchtum der Nazis an? Wollte und konnte vier Jahre nach dem Krieg niemand den Zusammenhang zwischen Feuer- und Lichtsymbolik und totalitärer Massenverführung begreifen?

Die Antwort ist eindeutig. Wer die makabren Ähnlichkeiten damals hat sehen wollen, konnte sie sehen, und es fehlte nicht an klarsichtigen Zeitgenossen. Alfred Kantorowicz, Kommunist, Emigrant, Spanienkämpfer und 1949 noch SED-

Mitglied, schrieb in sein Tagebuch: »Plötzlich ertönt die ›Stimme der Massen‹. Die ›Massen‹ sind abgerichtete Funktionäre. Das Niveau ist nicht zu unterbieten. Es erinnert grausigerweise bis in schäbige Einzelheiten hinein an die Nazitechnik. Nur machten die Nazis das besser, wirksamer; sie brachten mit ihrem Gejaul tatsächlich die Massen hinter sich. Wir sind darin bloß Epigonen, saft- und kraftloser Abklatsch eines Vorbildes, das unser Vorbild nimmer sein dürfte – auch formal nicht: man kann doch humane, soziale Inhalte nicht in die Naziform pressen.«<sup>43</sup> Kantorowicz machte diese Einsichten allerdings erst nach seiner Flucht in den Westen öffentlich. 1949 schrieb er in seiner Zeitschrift »Ost und West« noch ganz parteitreu, wenn auch leicht unterkühlt: »Der Deutsche Volksrat als die berufene gesamtdeutsche Vertretung sollte den Forderungen, die jetzt aus allen Schichten der Bevölkerung an ihn drängen, Rechnung tragen und dem Bonner Marionettentheater eine echte Repräsentanz des sozial und geistig fortschrittlichen Deutschlands entgegensetzen.«<sup>44</sup>

Doch bereits im Oktober 1949 attackierten die Gegner der SED mit unverhohlener Lust die offene Flanke des »antifaschistisch-demokratischen Friedenslagers«. Der West-Berliner »Tag« titelte am Morgen nach dem Fackelzug in dicken Lettern: »Wie am 30. Januar 1933«.<sup>45</sup> In der Unterzeile heißt es: »Damals Hitler, heute Pieck – ›Historischer Fackelzug‹ im Ostsektor«.<sup>46</sup> In dem vor Häme und Bösartigkeit triefenden Bericht verwiesen die Westjournalisten mehrfach ausdrücklich auf die Parallelität zwischen den SA-Aufmärschen und dem Aufzug der »Stalin-Pimpfe«, wie die Kolonnen der FDJ genannt wurden. »Das Bild, das sich dem Beobachter von der Tribüne aus bot, glich haargenau dem des ›historischen Fackelzugs‹ am 30. Januar 1933, als die SA in nächtlicher Stunde durch die Wilhelmstraße marschierte und Goebbels in das Mikrofon die Worte sprach: ›Fackeln, Fackeln, nichts als Fackeln‹. Das gleiche sagte am Dienstagabend der Sprecher des kommunistischen Berliner Rundfunks. Es ist nun nicht mehr zu unterscheiden.«<sup>47</sup> Das Zitat findet sich im Originalmitschnitt des Ost-Berliner Senders zwar nicht wörtlich, dennoch trifft es den Gestus der Kommentatoren des Deutschen Demokratischen Rundfunks. Immer wieder war von einem »Meer von Fackeln« die Rede. Mehrmals verwendeten die Kommentatoren den Begriff der Friedensfackel. Bewusst oder unbewusst hatten die Rundfunkmitarbeiter wohl doch ein unbehagliches Gefühl angesichts der allgegenwärtigen »wabernden Lohe« – hatte doch in der deutschen Sprache bisher nur die Kriegsfackel oder häufiger noch die Brandfackel des Krieges Verwendung gefunden. Während die Kriegsfackel semantisch sinnvoll ist, scheint die Friedensfackel eine *Contradictio in Adjecto* zu sein. Der Begriff taucht erstmals im Zusammenhang mit dem Weltfriedenstag am 1. September 1949 auf, an dem angeblich eine Friedensfackel über Berlin leuchten würde, was aber rein metaphorisch gemeint war.<sup>48</sup> Erst später wurde der Begriff der Friedensfackel gezielt verwendet, so während eines Stafettenlaufs im Sommer